Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 4

Artikel: Henri Dunant und das Rote Kreuz
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663744

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Blick vom Burghügel.

Ringsum grünes Bauernland,
Rührt sich kaum der Wind,
Rast' ich auf dem Hügelrand,
Sorglos wie ein Kind.

Fernes Städtchen, turmbewehrt,
Wälder hoch und blau,
Bauernvolk, in sich gekehrt,
Schaffend auf der Au.

Ruhig geht im Feld der Pflug,
Überm Dorf ein Rauch;
Heimatland, sich selbst genug,
Werkt nach altem Brauch.

Und mich selber bannt ein Traum
Aus verklungner Zeit.
Wölklein segeln durch den Raum
Unermeßlich weit.

Jakob Heß.

Henri Dunant und das Rote Kreuz.*)

Von Ernst Eschmann.

Solferino.

Sommer 1859! Eine der größten und blutigsten Schlachten der Weltgeschichte bereitet sich vor. Das französisch-sardische Heer steht der österreichischen Armee gegenüber. Rund 300 000 Mann in Wehr und Waffen. Heiß brennt die Sonne auf die lombardische Ebene. In strahlender Bläue glitzert der Gardasee. Unweit des südlichen Endes, näher dem Meere zu, dräuen die Wolken des Krieges. Wie werden sie sich entladen? Nach welcher Seite wird sich die Palme des Sieges neigen? Das Schicksal der Völker schwebt noch im Ungewissen.

In der frühesten Frühe des 24. Juni geraten die Massen in Bewegung. Die Franzosen marschieren gen Solferino. Der Marschall Mac Mahon weist ihnen die Richtung. Kaiser Napoleon der Dritte ist auch schon unterwegs.

„Die Österreicher rücken in vollkommener Schlachtordnung auf den gebahnten Straßen vor. Im Zentrum ihrer festgeschlossenen Massen in weißen Waffenröcken sieht man die schwarzgelben Fahnen mit dem kaiserlichen Adler Österreichs flattern.

Unter allen an dem Kampfe teilnehmenden Korps bietet besonders die französische Garde einen imposanten Anblick dar. Es ist ein herrlicher Tag, und der blendende Schein der Sonne Italiens spiegelt sich in dem Waffenschmucke der Dragoner, Guiden, Lanciers und Kürassiere wider."

Kaiser Franz Joseph hat mit seinem Generalstabe das Hauptquartier verlassen und ist nach Volta unterwegs. Da sausen die ersten Kugeln, da platzen die ersten Bomben.

Das verbündete Heer hat ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden. Es gilt, durch die mit Rebengeflechte verbundenen Maulbeerbaumreihen durchzubrechen. Große, ausgetrocknete Gräben hemmen die Bahn. Breite und sich lang hinziehende Mauern verriegeln den Weg. Schnaubend setzen die Rosse hinüber.

Die Österreicher haben eine vorteilhafte Stellung bezogen. Auf Höhen und Hügeln stehen ihre Batterien und überschütten die französische Armee mit einem Hagel von Vollkugeln und Kartätschen. In die dichten Wolken des von den Geschützen aufsteigenden Pulverdampfes mischt sich die durch zurückprallende Geschosse aufgeworfene Erde und der aufwirbelnde Staub.

Die Mittagshitze glutet.

Der Kampf ist mächtig entbrannt.

Die französischen Truppen erstürmen mit unwiderstehlicher Gewalt die steilen Abhänge. Kaum ist ein Gipfel erstiegen, stürzen sie sich gleich einer Lawine auf die Feinde, werfen sie zurück, treiben sie von Posten zu Posten und verfolgen sie bis in die Hohlwege und Gräben.

„Wenn auch da und dort für Augenblicke das Kämpfen nachzulassen scheint, so beginnt es doch bald wieder mit erneuter Wut. Die frischen Reserven der Österreicher füllen die Lücken aus, welche die Wucht der ebenso hartnäckigen als tödlichen Angriffe in ihre Reihen gerissen. Fortwährend hört man auf dieser oder jener Seite zum Angriff die Trompeten blasen, die Tamboure schlagen."

„Im dichtesten Gedränge, während die Erde zittert, wie von einem tobenden Orkane erschüttert, unter dem Sausen der in Pulverdampf ge-

* Aus dem Buche: „Männer und Taten." Aus dem Leben berühmter Eidgenossen. Jetziger Verlag: Eduard Saleth, Bern.

Motorisierte Infanterie-Kanone. Photopreß.

hüllten Kugeln, welche in ihrem mörderischen Fluge den Boden fegen und mit dem Leuchten des zündenden Blitzes den riesigen Opfern neue beigesellen, eilt der Abbé Laine von Feldlazarett zu Feldlazarett, um den Sterbenden Worte des Trostes und des Mitgefühls auf den letzten Weg mitzugeben."

„Es schien, als ob uns der Wind vorwärts geblasen hätte," meinte ein einfacher Liniensoldat der Franzosen. So waren sie von der Wut des Kampfes mitgerissen. Ein jeder schlug sich, als ob es um seine eigene Sache, um sein eigen Hab und Gut ging.

Da verdunkelte sich plötzlich der Himmel. Dichtes Gewölk zog auf. Ein Sturm tobte und brach Äste von den Bäumen. „Ein kalter, vom Sturm gepeitscher Regen oder vielmehr eine wirkliche Wasserhose entlud sich über die Streiter, die, bereits von Hunger und Müdigkeit erschlafft, von den Rauchwolken und dem aufgewirbelten Staube fast erblindet, nun auch gegen die vom Himmel entfesselten Elemente anzukämpfen hatten."

Die Österreicher sammeln sich aufs neue. Aber gegen fünf Uhr muß das Feuer auf beiden Seiten eingestellt werden. Die Regengüsse, die Schloßen, die Blitzschläge, der dumpf rollende Donner und die über das Schlachtfeld sich verbreitende Dunkelheit hindern jede Fortsetzung des Kampfes.

Mit bewunderungswürdiger Ruhe und Kaltblütigkeit hat Kaiser Franz Joseph den Gang der Ereignisse verfolgt. Da, was geschieht? Die Österreicher sind gezwungen, eine Stellung preiszugeben, und wieder eine. Ein panischer Schrecken erfaßt etliche Truppen, der Rückzug einiger Regimenter entwickelt sich zur wilden Flucht. Ermahnungen, Scheltworte und Säbelhiebe, nichts bringt die Fliehenden zum Stehen. Der Kaiser verzweifelt. Er, der wie ein Held Kugeln und Geschosse jeder Art neben sich einschlagen sah, wirft sich den Davoneilenden entgegen, und wie sich in ihm die leidenschaftliche Heftigkeit gelegt, betrachtet er stille den Schauplatz der Zerstörung. Tränen rinnen über seine Wangen, und nur die Vorstellungen und Bitten seiner Flügeladjutanten vermögen ihn zu bestimmen, das traurige Feld zu verlassen.

Der weiße Herr.

Die Schlacht ist geschlagen. Der Kampf ist entschieden. Das französisch-sardische Heer hat gesiegt. Aber einer triumphiert über alle: der Tod! Furchtbar hat er gehaust. Zu Tausenden und aber Tausenden liegen die Opfer auf der Walstatt. Immer neue gesellen sich ihnen zu, und die, die den nächsten Morgen noch erlebt, wissen nicht, ob sie am Abend die Sonne untergehen sehen. Noch nicht genug Blut ist geflossen. Unzählige Wunden klaffen. Und viel zu wenig Leute sind da, die größten Schmerzen zu lindern, Verbände anzulegen, den verlassenen Kriegern eine Wohltat zu erweisen. Ein Elend, für das es keine Worte gibt, drückt alle nieder, die das furchtbare Bild der Zerstörung schauen. Für Hunderte nur ein paar wenige Szenen, und keineswegs die schlimmsten:

Die Nacht ist hereingebrochen. Die Höhen, die sich von Castiglione bis Volta hinziehen, erglän-

zen in ungezählten Feuern. Trümmer zerschmetterter Munitionswagen, Äste und Geräte aller Art gehen in Flammen auf. Soldaten trocknen ihre durchnäßten Kleider. Andere sind ermattet auf den Steinen eingeschlafen. Viele suchen nach Wasser, um sich eine Suppe oder einen Kaffee zu kochen. Sie haben ja den ganzen Tag nichts gegessen und nichts getrunken. Aber nirgends rinnt ein Brünnlein, und der Durst ist so groß, daß die Verwundeten mit kotigen und schlammigen, mit von geronnenem Blut verunreinigten Pfützen vorlieb nehmen. Wohl sind helfende Hände da, aber was sie tun, reicht nirgends hin. Aus allen Winkeln ertönen Schreie. Der Tod hält seine Ernte. Wenn ein Arzt käme, könnte er manch einem Rettung bringen, die Wunden auswaschen und verbinden, er könnte ihm Mut machen und Trost spenden. Aber der Fiebernde liegt da und starrt in den undurchdringlichen Himmel. Schwarz ist es um ihn. Furchtbare Bilder gaukeln ihm die Phantasien vor: Er ist daheim. Er nimmt Abschied von seinen Lieben. Die Kinder strecken ihm die Hand hin: Vater, wann kommst du wieder? Krach! Ein Schuß fällt. Der Kranke schrickt auf. Wo ist er? Er liegt ja im Feld und kann sich nicht mehr rühren. Was ist mit dem rechten Oberschenkel geschehen? Ob er verloren ist? Und niemand kommt! Halt! Da sind Tritte.

„Hilfe!"

„Gleich, gleich!"

Wer ist es?

Aus der Dunkelheit nähert sich eine weiße Gestalt. Ist's ein Gespenst? Nein, ein Herr ist es in einem weißen Zwillichanzug. „Ich bin bei euch!" tröstet er. Wie ein Bote vom Himmel kommt er daher, aus seiner Stimme klingt Rettung und Liebe. Und nicht nur gute Worte bringt er. Er hat Wasser und netzt den Kranken die Lippen, er gibt ihnen zu trinken, er legt sie so, daß sie's bequemer haben, er deckt sie besser zu, daß sie sich in der kühlen Nachtluft nicht erkälten.

„Danke, danke, wie gut das tut!"

Aber der Fremde hat den Dank nicht gehört. Er ist schon fort und nimmt sich eines andern an.

Der „weiße Herr" macht auf dem Totenfeld die Runde.

Den ganzen folgenden Tag leistet er das Menschenmögliche. Er hilft den Ärzten, den Frauen, er hebt und trägt, er nickt und lächelt, er kommt und geht. Jetzt tritt er in ein Lazarett, in eine Kapelle, in der die Körper bunt durcheinander liegen, jetzt in ein Totenhaus, in eine Küche, in eine Grube, unter ein Zelt, in einen Saal, in dem Hunderte von Schwerkranken zur Not untergebracht sind; sie rufen, stöhnen, winken, werfen sich herum und sterben!

Bald kennt man die weiße Erscheinung. Man freut sich, wenn sie auftaucht, denn man weiß: wo sie ist, gibt's Hilfe. Man erhält einen mitleidigen Blick, ein freundliches Wort. Dem „weißen Herrn" kann man einen Auftrag erteilen. Er schreibt ein paar Zeilen und sorgt dafür, daß sie an ihren Bestimmungsort gelangen. Die Daheimgebliebenen müssen doch wissen, wie es um ihren Vater, um ihren Bruder steht. Und ist er gestorben, schickt ihnen der „weiße Herr" die Trauerbotschaft, vielleicht noch ein Andenken, das er dem Scheidenden abgenommen.

Und wie großzügig! Der „weiße Herr" fragt nicht danach, wohin der Verwundete gehört, ob zu den Franzosen, zu den Italienern, zu den Österreichern. Auf diesem grauenvollen Felde des Todes gibt es weder Freund mehr noch Feind, nur Brüder. Alle sind sie jetzt gleich vor dem Schicksal: Tutti fratelli! Und: Tutti fratelli! sagen es ihm die Frauen von Castiglione nach und erweisen ihre Wohltaten, ohne darauf zu achten, was für einen Rock der Bedürftige trägt.

Ja, Sonne ist der „weiße Herr" allen. Über das Dringliche und Dringlichste hinaus verschafft er den Verwundeten noch einen kleinen Luxus, der so unendlich geschätzt wird. Er geht in Kirchen und Spitäler und teilt Zigarren aus. Einen Augenblick lang vergessen die Kranken ihre furchtbare Lage. Die Räuchlein steigen in die von giftigen Dünsten verpestete Luft.

Herkommen und Ziel.

Wer ist der „weiße Herr"? Niemand unter den Tausenden, für die er sich unermüdlich opfert, weiß seinen Namen.

Es ist der Genfer Henri Dunant. In einem leichten, hellen Sommeranzug hat er das Schlachtfeld aufgesucht. Er ist mit guten Empfehlungen ausgestattet. Nicht Neugier ist es, die ihn treibt, die Felder des Todes abzusuchen. Das Mitgefühl mit den leidenden Soldaten, der Wunsch, ihnen zu helfen, wo es etwas zu tun gibt, führt ihn in die Höfe und Dörfer. Wohltun ist die Grundmelodie seines Lebens. In seinem Elternhaus hat er dieses schöne Lied zum erstenmal gehört. Henri Dunant wurde am 8. Mai 1828 geboren. Seine Vorfahren standen seit Jahrhunderten im Dienst der Republik Genf. So auch der Vater, der im Großen Rate saß.

Seine Mutter, Anna Antoinette Colladon, war eine feine und kluge Frau. Edelmut und Güte waren ihr eigen. Dazu kam die sorgfältige literarische Erziehung, die sie in ihrer Jugend genossen. Ihr Bruder war der berühmte Ingenieur Daniel Colladon, dessen Erfindungen besonders Louis Favre beim Bau des Gotthardtunnels von ausschlaggebender Bedeutung geworden sind. Ein Bruder Henri Dunants wurde ein vielgesuchter Arzt, der auch als Dozent an der Universität Genf tätig war.

Die reichen Güter der Familie gaben Henri die Möglichkeit, dem Zug seines Herzens zu leben. Von jung auf übte er Barmherzigkeit. Die Stiefkinder des Schicksals fanden in ihm einen Freund. Niemand hätte vermuten können, daß er einem patrizischen Hause entstammte. Schlicht und einfach war seine Gesinnung. Er liebte die Literatur, Völker- und Altertumskunde, die Geschichte der Völker und Religionen. Auf zahlreichen Reisen hatte er seinen Blick geschärft. Eine Studie über die Regentschaft Tunis wird noch heute gerne gelesen. Die Sklaverei in den mohammedanischen Ländern wie in den Vereinigten Staaten stand im Mittelpunkt einer andern Veröffentlichung.

Als ein leidenschaftlicher Freund des Friedens träumte er von einer künftigen Weltverbrüderung. Echt christlicher Geist beseelte ihn, eine aufrichtige Frömmigkeit und ein starker Wille; eine auffallende Begabung zum Organisieren verhalf seinen Ideen zum erfolgreichen Durchbruch.

Drei angelsächsische Frauen hatten mächtig auf ihn eingewirkt: Madame Beecher-Stowe, die in ihrem berühmten und in der ganzen Welt verbreiteten Roman: „Onkel Toms Hütte" für die Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten eintrat; Miß Florence Nightingale, die im Krimkrieg für die Verwundeten sich aufgeopfert, und die reiche Quäkerin Elizabeth Fry, die die Gefängnisse des Kontinents besucht und ihr Vermögen den armen Gefangenen gewidmet hatte.

Wie herrlich mußte es sein, der armen Menschheit solche Dienste zu leisten! Nur zu bald sollte Dunant seine Aufgabe bekommen. Am politischen Himmel gewitterte es. Und bald schlug der erste Blitz ein. Henri Dunant zog nach Italien. In Solferino fand er reichlich Gelegenheit, mit seinen hilfreichen Händen zuzugreifen. Er sah Dinge, die neue Pläne in ihm reifen ließen. Was er hier auf dem blutigen Schlachtfeld sah und erlebte,

Leichtes Maschinengewehr auf Fliegerlafette montiert.
Photopreß.

faßte er in einem erschütternden Bericht zusammen: eine Erinnerung an Solferino, der wir hier oftmals gefolgt sind.

Die Schrift fand weitum Beachtung und Zustimmung. Auf den letzten Seiten führt Dunant aus: „Es ist wahr, es gab in Italien mutige Frauen, deren Geduld und Ausdauer kein Ziel kannte, allein ach! ihre Zahl war nicht sehr groß. Die ansteckenden Fieber hielten gar viele Personen ab, und die Krankenwärter und sonstigen Bediensteten entsprachen nicht auf lange Zeit den an sie gestellten Anforderungen. Für eine solche Aufgabe kann man keine gedungenen Personen brauchen, welche von Ekel abgeschreckt oder durch die Müdigkeit gefühllos, hartherzig und faul gemacht wurden. Anderseits bedarf es schneller Hilfe, denn was heute einen Verwundeten retten kann, rettet ihn morgen nicht mehr. Oft bei dem geringsten Zeitverlust kann der Brand eintreten, der den Kranken hinwegrafft. Man muß deshalb

freiwillige Krankenwärter und Krankenwärterinnen haben, welche gewandt, vorbereitet oder eingeweiht sind, um bei einem solchen Hilfswerk tätig sein zu können, und die auch durch die Offiziere der kriegführenden Armeen anerkannt, in ihrer Mission unterstützt und durch jedwede Erleichterung begünstigt werden... Es handelt sich deshalb darum, einen Aufruf, eine Bitte an die Männer aller Länder und jeden Ranges ergehen zu lassen, von den Mächtigen dieser Welt bis zu den ärmsten Arbeitern; denn alle können auf die eine oder andere Weise und jeder in seiner Art und nach seinen Kräften bei dieser guten Tat mitwirken. Ein solcher Aufruf würde den Frauen ebenso als den Männern gelten, der auf den Stufen eines Thrones sitzenden Prinzessin ebensowohl als der dienenden Waise oder der auf Erden allein stehenden Witwe...

Die Humanität und die Zivilisation verlangen gebieterisch nach dem hier angedeuteten Werke. Es scheint uns, daß dessen Vollführung selbst eine Pflicht wäre, zu deren Erfüllung jeder irgend einflußreiche Mann seine Unterstützung und jeder Wohldenkende irgend etwas beitragen sollte. Welcher Fürst, welcher Monarch könnte diesen Gesellschaften seine Unterstützung versagen, und wer von ihnen wäre nicht glücklich, den Soldaten einer Armee die volle Sicherheit zu verschaffen, daß sie, sobald sie verwundet sind, alsogleich und in der sorgfältigsten Weise gepflegt werden? Welcher Staat würde denen nicht seinen Schutz gewähren, welche auf diese Weise das Leben brauchbarer Bürger zu erhalten suchen? Hat ein Krieger, der seinem Vaterlande dient oder es verteidigt, nicht Anspruch auf die Sorge seines Vaterlandes?"

Der Siegeszug des Roten Kreuzes.

Henri Dunants Solferino-Schilderung weckte die Geister auf. Das Buch wurde in die meisten Kultursprachen übersetzt. Die Genfer Gemeinnützige Gesellschaft nahm sich des großen Planes an. Aus dem Ausland trafen begeisterte Zustimmungen ein, und Dunant förderte unermüdlich, große Geldopfer nicht scheuend, das junge Werk. Zwei Sekretäre waren für ihn tätig. Er ging auf Reisen, um persönlich für seine Sache einzustehen. Es galt, alle Regierungen Europas in seinen Kreis zu ziehen. Ein internationaler Kongreß wurde einberufen. In der Einladung an die verschiedenen Mächte umschrieb Dunant noch einmal in kurzen Zügen seinen Plan: die Nationen sollten in Friedenszeiten auf die Gründung von Hilfsgesellschaften bedacht sein und freiwillige Krankenwärter und -pfleger ausbilden. Diese Wärter sind unverletzlich und genießen den Schutz aller Heerführer. Eine Uniform und ein gemeinsames Zeichen macht sie im Felde kenntlich.

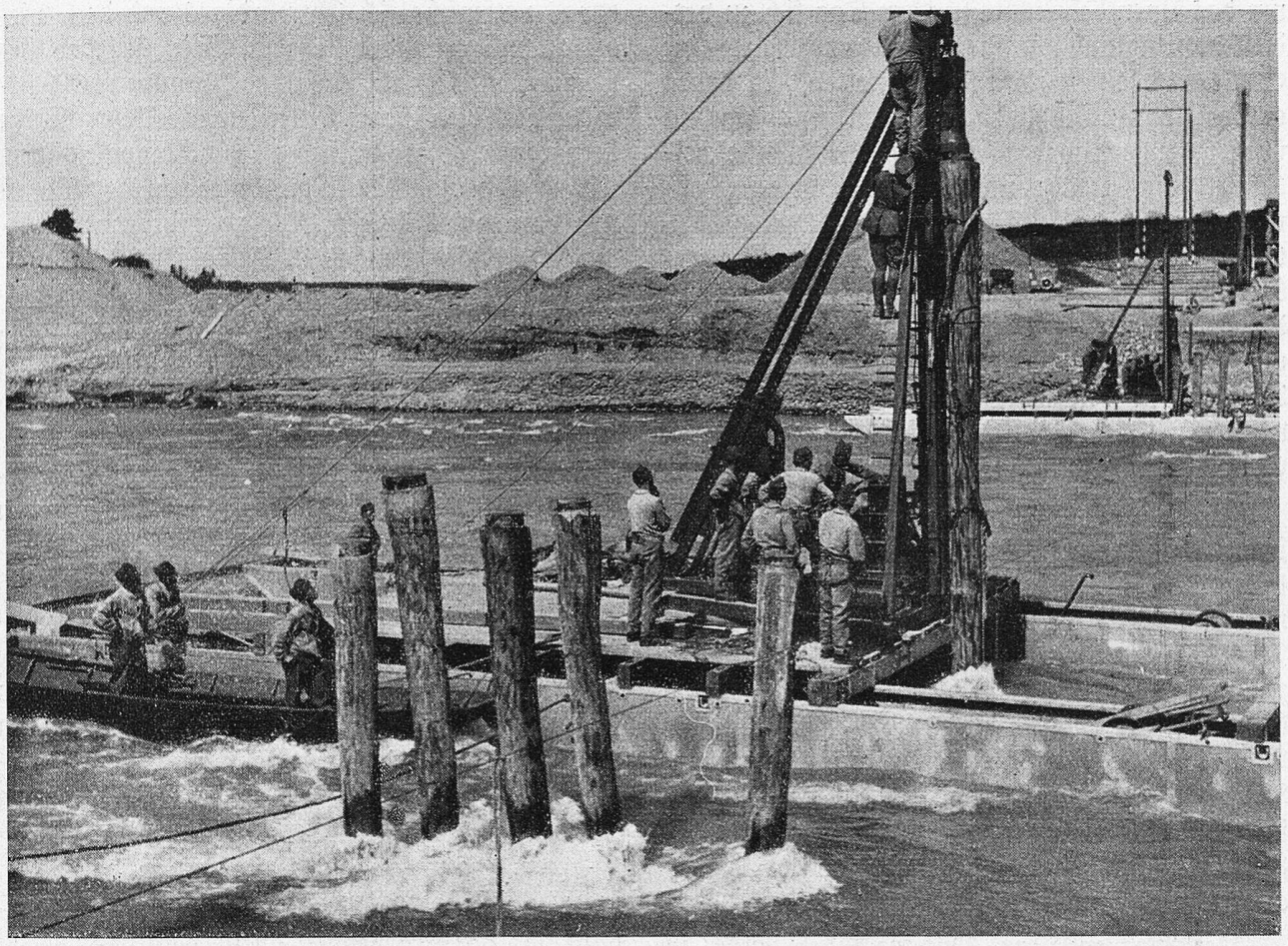
Ein schöner, großer Erfolg war es, den der Menschenfreund bei König Johann von Sachsen erzielte. Er hatte den Regenten selber in Dresden aufgesucht und erhielt von ihm das verheißungsvolle Versprechen: „Ich werde mein möglichstes tun; denn sicher würde sich ein Fürst, der sich an diesem Humanitätswerke nicht beteiligte, dem Fluche der öffentlichen Meinung von ganz Europa aussetzen." Nicht minder freundlich wurde Dunant auch in Berlin, Wien, München, Stuttgart und Karlsruhe empfangen.

So kam es zum Kongresse im Athenaeum in Genf. Die „Gazette de Lausanne" berichtete mit Recht: „Es ist dies der erste Fall in der Weltgeschichte, daß ein einfacher Privatmann eine edle Idee anregt und daß in letzter Folge ein Kongreß der zivilisierten Mächte sein Werk krönt."

General Dufour eröffnete die Konferenz. Niemand sprach eindrücklicher als der Vertreter Spaniens: „Nur zu lange schon hat man mit dem Siegesgeschmetter der Trompeten das Schmerzensgeschrei der Männer übertäubt, die mit ihrem Blute den Sieg bezahlten. Der triumphierende Donner der Kanonen erstickte die Klagestimmen derjenigen, die als ganzen Lohn dafür, daß sie den Sieg errungen hatten, uns um eine Tragbahre baten, und die frohen Töne der schwingenden Glocken übertönten das Totenglöcklein des sterbenden Helden."

Als Erkennungszeichen der freiwilligen Wärter wurde das rote Kreuz auf weißem Grunde bestimmt. Darin, daß das Schweizerwappen in vertauschten Farben zu Ehren kam, lag eine Huldigung an das Land, in dem die große Idee zuerst aufgekeimt war. Es war für alle Zeiten und Kriege ein Schild geschaffen, der alle Sanitätsleute, Ambulanzen und Spitäler vor feindlichen Angriffen schützte. Nun mußte ein völkerrechtlicher Vertrag diese Vereinbarungen noch gut heißen, daß sie ringsum Geltung bekamen. An der diplomatischen Konferenz, die im Rathause zu Genf stattfand, beteiligten sich 25 Staaten. Am 28. August 1864 fand die berühmte Genfer Konvention ihren Abschluß.

Den ersten Träger des hochherzigen Gedankens mußte es mit mächtiger Genugtuung erfüllen, sein Werk unter der Mithilfe der einflußreichsten Staaten aufgerichtet zu sehen. Im Lauf der näch-



Pontonierpioniere beim Brückenbau. Photopreß.

sten Jahre folgten noch viele Mächte nach, so daß die Fahne des Roten Kreuzes bald über dem ganzen Erdball wehte.

Gefeiert, vergessen und wieder ans Licht gehoben.

Henri Dunant war ein populärer Mann geworden. Sein Name lag auf allen Zungen. Hoheiten und Fürstlichkeiten machten sich eine Ehre daraus, ihm die Hand zu drücken und ihn freundschaftlich zu empfangen. Der Großherzog von Sachsen-Weimar begrüßte ihn einmal mit den Worten: „Ich kann es Ihnen sagen, daß es einer der hervorragendsten Wünsche meines Lebens war, Ihre Bekanntschaft zu machen." Und immer neue, größere Huldigungen wurden ihm zuteil. Preußen heftete auf seine Brust den Kronenorden, Baden den Zähringer Löwenorden, Portugal den Christusorden, Frankreich verlieh ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion, und Bayern, Württemberg und Sachsen, Hessen, Griechenland, Schweden, Norwegen und Italien wetteiferten darin, dem großen Menschenfreund zu bezeugen, wie hoch sie seine Person und sein humanes Werk einschätzten. Und könnten wir noch die Tausende, die Hunderttausende der Soldaten aller Grade und Länder dazuzählen, die seitdem auf den Schlachtfeldern die nicht abzuschätzenden Wohltaten des Roten Kreuzes genossen haben, es würde ein mächtiges Heer dankerfüllter Menschen.

Dann wurde es ruhig um den gefeierten Mann. Wie das Volkslied, das überall erklingt, von Dorf zu Dorf und über die Grenzen, von Land zu Land wandert, ohne daß sich die fröhlichen Sänger des Dichters erinnern oder sich darum bekümmern, wer die schöne Melodie erfunden, so machte Dunants Werk seinen Siegeszug. Der Schöpfer des großen Gedankens geriet in Vergessenheit. Man wußte nicht mehr, wo er war, wie es ihm erging. Es waren keine schönen Zeiten, die folgten. Den größten Teil seines beträchtlichen Vermögens hatte er für seine Ziele dahingegeben, und den bescheidenen Rest, der ihm noch geblieben, nahm ihm ein trauriges Geschick. Er lernte die Not kennen und schlug sich in Paris und London mit geringen Arbeiten durch, nur,

um das Unentbehrlichste für den Tag sich zu verdienen. Unglaublich, ja erschütternd wirkt die Stelle aus seinen „Denkwürdigkeiten", in denen er berichtet: „Ich habe, nachdem das Unglück über mich hereingebrochen war, das allerbescheidenste Leben geführt und alle Arten von Entbehrungen gekostet. Auch ich habe zu denen gehört, die auf der Straße in kleinen Bissen ein Kreuzerbrot verzehren, das in der Tasche verborgen ist; die ihre Kleider mit Tinte etwas aufschwärzen und ihrem Hemdkragen mit Kreide aufhelfen; die einen abgetragenen, schäbigen, zu weit gewordenen Hut mit Papier füttern, und deren Schuhe Wasser durchlassen."

Sein berühmter Landsmann Jean Jacques Rousseau hatte einmal geklagt: „Allein und verlassen stehe ich in der Welt, habe weder Bruder noch Freund, keine Gesellschaft als mich selbst." Diese Worte waren auch Dunant aus dem Herzen gesprochen. Er irrte durch die Jahre, durch die Welt und fand endlich 1892 ein schlichtes Asyl im Bezirkskrankenhause zu Heiden im Appenzellerland. Ein Schweizer Redakteur suchte ihn dort einmal auf und erzählte dann in der Zeitschrift „Über Land und Meer" von der eigenartigen Begegnung:

„Der Weg zu Henri Dunant führte nicht in eines der zahlreichen komfortablen Hotels oder in eine der zierlichen Villen, die von behaglichem Menschendasein erzählen, sondern in das einfache Bezirkskrankenhaus, wo er seit Jahren, weniger als Patient denn als Pfründer, zu drei Franken Pensionspreis lebt.

Eine Diakonissin führte mich in das Zimmer Nummer 12, die Wohnstätte des edlen Mannes. Es ist ein reinliches, lichthelles Zimmerchen mit zwei Fenstern. Ein Bett, ein Stehpult, zwischen beide eingekeilt ein Sofa mit verblaßtem Überzuge, ein Schrank, zwei Stühle und ein Tisch bilden das ganze Mobiliar. Die Wände mit dem kalten Gipsanstrich muten eisig an. Kein Bild schmückt sie und kein liebendes Zeichen. Vorn über dem Tische hängt ein kleines Spiegelchen, wie man sie in Dienstbotenkammern findet, neben dem Bette ein Thermometer und an der Türe die Hausordnung. Herr Dunant begrüßt den Besucher auf das liebenswürdigste. Es ist eine prächtige Figur, dieser bald siebzigjährige Herr mit dem edlen, ausdrucksvollen Kopfe, dem zart inkarnierten Teint, der etwas Verklärtes im Farbenton hat, mit den silberweißen Haaren und dem silberweißen Barte. Die ganze Erscheinung hat etwas patriarchalisch Ehrwürdiges und doch wieder Kavaliermäßiges in jeder Linie, in jeder Bewegung. Selbst im einfachen, braunen Schlafrocke, aus dem Manschetten in tadelloser Weiße hervorgucken, im schlichten Hauskäppchen verleugnet sich nicht des Mannes vornehme Abkunft und vornehmes Wesen. Diese Eindrücke verstärken sich, je länger man mit Herrn Dunant spricht.

Er redet das Französisch der großen Welt; jeder Ausdruck ist gewählt, wo es paßt fein und geistvoll pointiert; bald nimmt die Unterhaltung die Form liebenswürdiger Plauderei an, bald einen hohen Geistesschwung und Geistesflug. Das letztere jedesmal, wenn er auf die Schöpfungen und ihren Ausbau zu reden kommt, denen er Leben und Vermögen opferte.

Die modulationsfähige, weiche, etwas hoch klingende Stimme nimmt dann eine sonore, wuchtige Klangfarbe an; der Blick, der sonst lauter Güte zu strahlen scheint, leuchtet in prachtvollem Funkeln auf, und an den Nasenwurzeln zeigen sich jene Falten, die eine eiserne Energie verraten, und man begreift, daß dieser Mann eine Weltmission zu erfüllen imstande war.

Und dabei ist er von kindlicher Bescheidenheit, die das eigene Ich über der großen Lebensaufgabe und der Ergebenheit an sie vergißt."

Es wäre furchtbar, ja eine Schmach für die ganze zivilisierte Welt gewesen, wenn der große Helfer, der für die Menschen so viel geleistet und geopfert, den Lebensabend in dieser Kümmerlichkeit hätte beschließen müssen. Man begann sich wieder seiner zu erinnern. Auch im Ausland. Die edle Kaiserin-Witwe Maria Feodorowna von Rußland schenkte ihm eine lebenslange Rente, und ein paar Jahre darauf, anno 1901, wurde ihm der Friedenspreis Nobels zugesprochen. Im vollen Bewußtsein, diese unverhoffte Ehrung verdient zu haben, durfte er sie entgegennehmen. Er konnte jedoch mit seinen 73 Jahren der auf einmal so zum Guten gewendeten Verhältnisse nicht mehr ganz froh werden. Zu lange hatte er sich durch harte und schmale Zeiten kämpfen müssen.

Am 30. Oktober 1910 schloß Henri Dunant in Heiden die Augen für immer. Mehr als der größte Denkstein sagen die Worte, die ihm in tiefer Verehrung ein deutscher Arzt gewidmet hat: „Diejenigen, welche vertraut sind mit Dunants Lebensgang und sein Lebenswerk zu würdigen wissen, sehen in ihm einen Erlauchten des Menschengeschlechtes und erblicken über seinem greisen Haupte die Gloriole der Unsterblichkeit."